

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 45

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher
Roman

von

Hans Rabl

17. Fortsetzung

Die schöne Frau rauchte eine russische Zigarette mit langem rundem Pappmündstück; schon seit einiger Zeit schwieg sie, und Jan störte sie nicht. Erst als sie die Zigarette über Bord warf, fragte er: „Ist es nun so, wie Sie es gewünscht und geträumt haben?“

Sie sah ihn nicht an. „Genau so“, antwortete sie; es klang, als habe sie „Nein“ gesagt. Vielleicht spürte sie selbst die Dissonanz zwischen Klang und Wort, und um sie vergessen zu machen, fügte sie rasch hinzu, dieser Tuku Negoro sei ein bemerkenswert schöner Kerl.

Jan nickt. „Manchmal ist es eine Freude, diese braunen Kerle anzusehen. Tuku Negoro freilich ist mindestens einmal zu wenig genau angesehen worden.“

„Ist das eine Geschichte? Wie sagt ihr doch — ein Garn?“

Jan lachte. „So etwas Ähnliches. Nur dass es ausnahmsweise wahr ist.“

„Spinnen Sie es doch! Ich hab' das gern; und ein wahres Garn habe ich noch nie gehört.“

„Es handelt von einer Frau, die Tuku Negoro zu wenig genau ansah; aber das sagte ich schon. Sie war die Frau eines Kapitäns, auf dessen Schiff Tuku Negoro fuhr. Als Schiffsjunge, versteht sich. Die Kapitänsfrau fand mütterliches Gefallen an dem kecken Kerlchen, der schmeichelnd zutraulich tun konnte, wie eine junge Katze, und dessen naive Fabulierkunst, wie sie Halbwilden ja eigen ist, ihr die köstlichste Kurzweil auf der langweiligen Fahrt zu bieten schien. Das Schiff fuhr von Kapstadt nach Adelaide — vielleicht wissen Sie, dass das eine der längsten hafenslosen Strecken der Erde ist.

Der Kapitän, ein erfahrener Seebär, sah es nicht gern, wie seine junge Frau den jungen Javaner bemutterte. Für ihn war jeder Junge dieser Rasse eine Wildkatze, die weder Anhänglichkeit noch Treue kennt. Tuku Negoro hielt er für eine besonders gefährliche Wildkatze, nachdem er erfahren hatte, dass er einer Fakir-Familie entstammte. Er fürchtete in diesem hübschen Jungen geradezu die unheimliche seelische Erbmasse, die sich in diesem Sprössling von Zauberer, die sich Generationen hindurch okkulten Kräften hingegeben hatten: er fürchtete die Suggestionskraft seiner Augen und den Ausbruch diabolischer Triebe. Er teilte seiner Frau seine Befürchtungen mit und bat sie, den Jungen nicht zu bevorzugen. Aber wie das so geht, damit erreichte er nur, dass seine Frau um so grösseres Mitleid mit dem „unverstandenen“ Jungen empfand.

Indes, der Kapitän sollte Recht behalten. Eines Tages vermisste die Kapitänsfrau ein wertvolles Schmuckstück. Es wurde, schlau versteckt, in den Habseligkeiten des Tuku Negoro gefunden.

In früheren Zeiten hätte ein Kapitän nicht gezögert, den des Diebstahls Verdächtigen an die höchste Rahe zu hängen. So aber begnügte er sich damit, Tuku Negoro auspeitschen zu lassen. Es war die Zeit, wissen Sie, in der überall über die unmenschliche Behandlung der Javaner durch uns Holländer geschrieben wurde. Der Kapitän wünschte wohl, dieser Propaganda keine neue Nahrung zu geben. Also wurde Tuku Negoro nach seiner Züchtigung in Eisen gelegt, und in Adelaide sollte er vor einem Gericht abgeurteilt

werden. Wie Sie sehen, ist er aber nie nach Adelaide gekommen.“

„Und was geschah dann?“ fragte Frau Pheasant aufmerksam, ohne die Augen von dem Javaner zu wenden.

„Die Frau des Kapitäns konnte und wollte nicht an Tuku Negoros Schuld glauben; das Gift der unbewussten Fakir-Beeinflussung hatte ihre Urteilskraft bereits gebrochen. Sie empfand ein hysterisches Mitleid mit dem gezüchtigten Jungen und fand keine Ruhe mehr im Gedanken an das Unrecht, das ihm geschehen sei und an das grössere, das seiner noch in Adelaide harren sollte. Es muss da wohl schon ein okkultes Fluidum aus dem Verliess, in dem Tuku Negoro lag, und der Kajüte der Kapitänsfrau hin und her geströmt sein.

Eines Nachts, man befand sich bereits auf der Höhe von Adelaide, entwendete die Frau dem Kapitän die Schlüssel von Tuku Negoros Ketten und befreite ihn.

Und nun brach die Wildkatzenatur des Javaners in ihrer ganzen Schrecklichkeit durch. Er drang in die Kapitänskajüte ein und tötete den Kapitän. Danach fiel es Tuku Negoro nicht schwer, die Besatzung, lauter Halbblut oder Farbige gleich ihm, davon zu überzeugen, sie alle würden, gingen sie in einen zivilisierten Hafen, wegen Meuterei und Mord gehenkt werden; niemand würde ihnen glauben, sie seien an der Sache nicht beteiligt.“

„Und das glauben die Leute wirklich?“

„Ja. In jedem Malaien steckt ein Stück Seeräuber, von alters her, und Tuku Negoro verstand es, wachzukitzeln. Eine Zeitlang trieben sie sich raubend in der Sunda-See herum, die sie nach schweren Entbehrungen und langer Zeit erreichten — damals verstand Tuku Negoro noch nichts von Navigation. Heute übrigens kann er's. Er war eben noch Anfänger, heute ist er Meister. Darum gelang es damals verhältnismässig schnell, ihn zu stellen. Nachdem man das Schiff halb zusammengeschossen hatte, und der grösste Teil der Besatzung getötet war, liess er den lecken Kasten auf Strand laufen. Das geschah an der Küste von Celebes. Mit der Kapitänsfrau, die er als Geisel verschont hatte, und dem Rest seiner Leute erreichte er den Strand und tauchte im Busch unter. Das bedeutete die Rettung. Denn damals gingen Regierungstruppen nur ungern in den Busch.“

„Und? Weiter!“ mahnte sie, als er schwieg.

„Ja, damit ist die Geschichte eigentlich aus. Von seinen Gefährten hat man nie mehr etwas gesehen. Möglich, dass sie irgendwo im Innern bei einem Stamm geblieben, möglich, dass sie von den Eingeborenen massakriert worden sind. Ihm selbst konnte man, als er später wieder auftauchte, den Prozess nicht machen; es hätte, da er selbstverständlich kalt leugnete, nur einen Zeugen gegen ihn gegeben.“

„Die Frau?“

„Ja — aber als man sie nach einiger Zeit auffand, wünschte man aus begreiflichen Gründen nicht, sie vor Gericht zur Schau zu stellen. Sie wurde nämlich in einem öffentlichen Hause in Makassar gefunden. Der Javaner

Wenn Beer, dann Casino!

Die verkaufte Gottesgab

Gott hat die Erde neu gesegnet,
Dem Meer gleich wogt das Korn im Feld;
Da ist ein Krieger mir begegnet,
Man nannte ihn mit sogar Geld.

In Flammen gingen auf die Garben,
Der Menschheit allertäglich Brot;
Da fing es an, das Hungern, Darben,
Im ganzen Lande litt man Not.

Daß es dem Feinde nicht sollt' dienen
Hat man das goldne Korn verbrannt;
Nun müssen Völker büßen, sühnen —
Weil man die Gottesgab verkauft.

Auf einmal wurd' es kriegesmüde,
Das Volk, schmiß seine Waffen hin;
Gleich einer tollen Windhund Rude
Mußt' ins Exil der Herrscher fliehen.

Das ist das End' von jedem Kriege,
Nach dunkler Nacht, der Tag erwacht;
Und über aller Schlachten — Siege —
Siegt Gottes hehre Friedensmacht!

W. G h r j a m.

Zugefandt aus dem Abonnentenkreis

hatte sie dahin verkauft. Er dürfte einen anständigen Batzen Geld bekommen haben, denn weisse Frauen sind in solchen Lokalen auf Celebes überaus rar.“

„Warum erzählen Sie mir das?“ fragte Pheasant nach einer Pause.

„Ich erzähle es prinzipiell jeder weissen Frau, die ich sagen höre, irgendein Malaie sei ein bemerkenswerter schöner Kerl.“

„Verstehe. Aber es war unnötig.“

„Uebrigens habe ich Ihnen“, begann Jan plötzlich, „die Sache auch aus einem anderen Grunde erzählt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Herr Brodie nicht gelegentlich diese oder andere Geschichten über Tuku Negro in der Bar, beim englischen Konsul oder sonstwo gehört hätte. Wenn er trotzdem sein Schiff charterte, denke ich fast, er hätte einen bestimmten Grund gehabt, gerade Tuku Negro in Dienst zu nehmen. Ein Ziel vielleicht, das ohne zwei Sieben-Komma-Siebener nicht erreichbar ist; und so etwas hat freilich ausser diesem Halunken in der ganzen Banda-See niemand an Bord.“

Pheasant unterdrückte eine erschreckte Bewegung. „So was“, murmelte sie und setzte sich gewaltsam ruhig wieder in ihren Sessel, „sollten Sie nicht einmal denken, Kapitän van der Stappen! Es ist nicht gut. Es ist“, sie suchte nach einem zugleich treffenden und unverfänglichen Wort, „nicht gesund.“

„Vor der Welt“, sprach Jan beharrlich weiter, „ist ganz einfach Ihr abenteuerlicher Sinn der Anlass zu dieser Unternehmung. Dass das nicht wahr ist, weiss ich besser; mir gegenüber handelt es sich ja um Perlen. Bis ich hörte, gerade Tuku Negro sei gechartert, nein, bis ich die Kanonen sah, nahm ich das für bare Münze. Aber jetzt —“

Pheasant schluckte. „Als ich Sie kennengelernt hatte, Kapitän“, sagte sie gehemmt, „habe ich Brodie sehr gebeten, den Vertrag mit Ihnen nicht abzuschliessen. Es war nutz-

los. Er hört auf nichts, wenn er sich etwas vorgenommen hat.“

„Und warum wollten Sie nicht, dass ich —?“

„Weil Sie schon genug Unglück gehabt haben, Kapitän“, antwortete sie.

Jan dachte nach. Das klang nicht gut. Beinahe so, als halte sie jede Zusammenarbeit mit Brodie für verhängnisvoll. Seit Jan die nachmittägige Geschützübung beobachtet hatte, war er davon überzeugt, dass Brodie etwas Ungesetzliches, etwas Mörderisches vorhatte. Er wusste, in Ambon misstraute man ihm ohnehin schon, wartete nur auf eine Gelegenheit, ihm das Patent zu nehmen, das ihm das Seegericht hatte lassen müssen. War dies die Gelegenheit? Würde das, was Brodie vorhatte, so kompromittierend sein, dass es seinen, Jans, Ruf völlig vernichtete? Dann mochte es ihm hundertmal gelingen, Betje zu retten, es half ihm nichts. Denn so wenig wie jeder andere würde Cornelis de Witt die Einwilligung zur Verbindung seiner Nichte mit dem „Gezeichneten“ geben.

Es war dunkel geworden. Ein paar Dajaker tauchten auf, setzten die grünen und roten Positionslampen, stellten zwischen Pheasants und Jans Stühle ein Windlicht. Jan sah sich um. Brodie und Tuku Negro waren verschwunden; aus den Luken des vorderen Deckhauses — der getarnten Kanonen — fiel ein dünner Lichtschimmer, und durch die Stille, die nur einmal von den nackten Füßen des ablösenden Rudergängers unterbrochen wurde, hörte Jan von ferne Brodie sich ungeniert mit Tuku Negro über Tragweite und Feuerschnelligkeit seiner Kanonen unterhalten.

Als Pheasants Hand seinen Arm berührte, fuhr Jan auf. „Gute Nacht“, sagte sie leise, als wollte sie ihn nicht stören. „Denken Sie ruhig weiter nach.“

„Allmählich glaube ich, dies ist meine letzte Reise“, flüsterte er hoffnungslos.

„Von mir — weiss ich es“, hauchte sie. „Und — ich bedaure es.“

„Sie leben also gern?“

„Ich hänge nicht daran. Wirklich nicht. Es gibt so wenig, das ich nicht gesehen und erfahren hätte — und doch, eines hätte ich gern noch —“

„Und was ist das?“ fragte er, allmählich ihrem seltsamen Ton verfallend.

„Von einem Mann geliebt zu werden, den ich achte.“

„Aber er ...?“

„Ich habe ihn sehr geliebt. So, wie man es mit Worten nicht ausdrücken kann. Vielleicht tu' ich's sogar noch. Aber achten —?“

Jan antwortete nicht. Es überfror ihn. Vor langer Zeit war er einmal einem Eisberg begegnet, der sich bis fast nach Neuseeland verirrt hatte. Plötzlicher Nebel hatte ihn angekündigt, eine friesende Kälte und dazu das unabweisliche Gefühl unmittelbar nahenden Unheils. Genau das gleiche empfand er nun wieder. Unwillkürlich stand er auf und blickte um sich. Nirgends war Nebel; die Nacht war wundervoll klar. Auf dem nackten gelblichbraunen Rücken des Rudergängers standen feine Schweisströpfchen; der Mann fror durchaus nicht. In diesem Augenblick empfing Jan die sichere Gewissheit, dass alles, was er seit der letzten Landung auf Ambon getan hatte, unsinnig war. Einem Phantom war er nachgerannt. Denn — Betje war tot. Bis jetzt hatte er sich suggeriert, sie lebe; und das hatte ihn vor der Verzeiflung bewahrt. Plötzlich aber besass er die Kraft zur Selbstsuggestion nicht mehr. Alle, alle sagten es; alle Zeichen sprachen allein dafür, und kein einziges dagegen. Betje war tot; seine Schuld war es. Und nun stand die Strafe vor ihm: durch Brodies Verbrechen, das er nicht hindern konnte, weil er es nicht kannte, enteehrt zu werden.

Als er die Umwelt wieder begriff, fand er sich allein. Die Frau war leise gegangen.

Mit einer kaum merklichen Handbewegung korrigierte der Dajaker am Ruder eine geringe Kursabweichung. Von

gutem, stetigem Wind getrieben, lief „Texas Girl“ auf dem grössten Kreise den Schilpad-Inseln entgegen.

Sechstes Kapitel

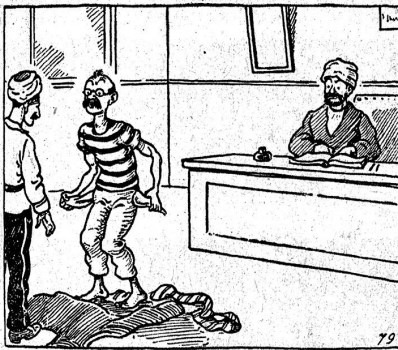
Als der Ausguck auf der Vordermast Land aussang, geriet die Besatzung von „Texas Girl“ in lebhaftere Bewegung. Der dajakische Bootsmann pffte alle Mann an Deck. Jan, gefolgt von Tuku Negro, der ihm mit kalter Höflichkeit in den Wanten den Vortritt liess, enterte zum Mars auf und suchte durch Brodies vorzügliches Glas zu erkennen, ob wirklich jene Einfahrt vor ihm läge, die die „Pinaja“ damals benützt hatte. Mit Befriedigung sah er, er hatte gut navigiert. Flach und kärglich lag die Schäre vor ihm, an der das alte Schiff gestrandet war. Er liess das Glas auf die Brust fallen und hielt sich eine Sekunde mit beiden Fäusten fest. Jetzt begann es. In einer Zeitspanne, die wohl besser nach Tagen als nach Wochen gezählt wurde, musste er erfahren, ob Betje lebte oder nicht; ob die starke, tröstliche Gewissheit ihres Lebens, die ihn so lange auf-

rechterhalten, getrogen hatte, oder ob die plötzliche eisige Ahnung ihres Todes, die ihn immer noch düster umfing, nur wüster Traum war.

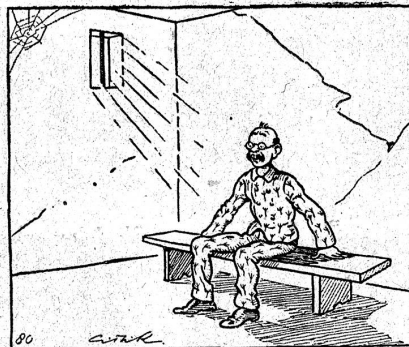
Als Jan wieder herabglitt, stand Brodie auf Deck, reichte ihm zum letzten Sprung die Hand entgegen und befragte ihn mit einem Blick. Jan nickte. In den Augen des Engländer glomm etwas wie Jagdfieber. „Also hier“, murmelte er, stützte die Ellenbogen auf die Reling, und drückte das von Jan zurückgenommene Glas an die Augen. Regungslos, die Ufer absuchend, die sich an ihm entlangschoben, verharrte er so die ganze Zeit, die Tuku Negro brauchte, um, von ein paar sparsamen Winken Jans unterstützt, „Texas Girl“ sicher durch den Durchlass des Riffs in die Lagune zu bugsieren. Der Javaner tat es mit einer selbstverständlichen Sicherheit, die Jan widerwillig bewunderte; eine Hand in der Takelung, balancierte er auf dem Bugspriet und gab von dort aus seine kurzen Kommandos; die Dajaker führten sie mit einer Präzision und Ruhe aus, die ausserordentlich war; Manöver auf Manöver klappte, bis der Anker aus der Klüse rasselte und Grund fasste. (Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

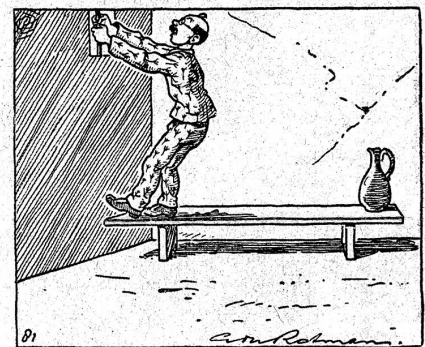
von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
13. Fortsetzung



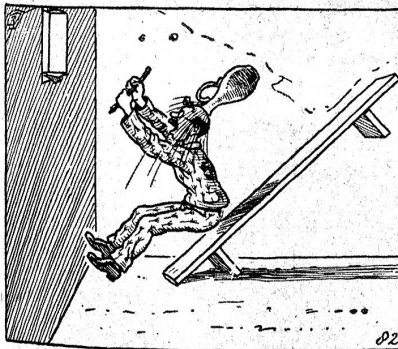
79. Drinnen wurde er tüchtig ins Verhör genommen; man zwang ihn sogar, sich auszuziehen und von all seinen Taschen das Innerste nach aussen zu kehren. Aber nirgends, nirgends war die gestohlene Tasche zu finden. Trotzdem wurde Herr Krauseminze in eine Zelle eingeschlossen.



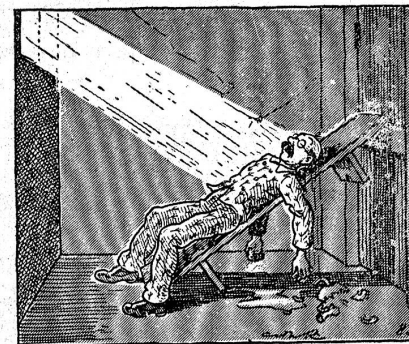
80. Und da sass er, zwischen vier kahlen Wänden, mit keiner andern Beleuchtung, als dem durch ein winziges, vergittertes Fensterloch fallenden Tageslicht, auf einer harten Bank und gekleidet in einen verhassten Gefängnisanzug. Ein mürrischer Wärter brachte ihm einen Krug Wasser.



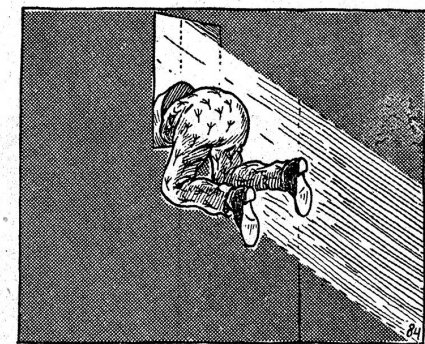
81. Gegen Sonnenuntergang sagte sich Herr Krauseminze: «Ich will doch mal versuchen, ob ich diesen Stab nicht aus dem Fensterloch herausbekommen kann!» Und er kletterte auf die Bank und fing an, aus allen Kräften an der Gitterstange zu ziehen...



82. Wirklich, der Stab gab schon etwas nach; der Zement, in dem er festsass, schien nicht mehr allzu solide zu sein. Da, plötzlich kam unerwartete Hilfe: dadurch, dass sich Herr Krauseminze auf das äusserste Ende gestellt hatte, kippte die Bank um, Herr Krauseminze fiel zusammen mit dem Stab herunter, wobei er auch noch den schweren Wasserkrug auf den Kopf bekam.



83. Die Bank fiel wieder zurück, blieb dabei aber schräg gegen die Zelltür stehen, Herr Krauseminze, ohnmächtig durch den Schlag des Wasserkruges, sank auf der schräg liegenden Bank nieder und da lag er nun, stundenlang, während er alle Gelegenheit hatte, zu entfliehen! Die Sonne ging unter und bald beleuchtete der Mond diese traurige Szene...



84. Mitten in der Nacht aber erwachte Herr Krauseminze. Er schüttelte den Kopf einige Male hin und her, blickte erstaunt umher und entdeckte das Fensterloch, durch das die goldene Freiheit winkte. In wenigen Augenblicken hatte er den Kopf hindurch, dann die Schultern und dann... halt! Er konnte nicht weiter, und ebenso wenig zurück!